

«Ein bisschen mehr Offenheit täte jedem Walliser gut»



Hansrüedi Zbinden alias Z'Hansrüedi vor der bald 900-jährigen Linde im alten Dorfkern von Naters: «Wichtig ist, die Vergangenheit mit Respekt zu behandeln und gleichzeitig offen für Neues zu sein.»Bild: pomona.media/Alain Amherd

Interview: Martin Kalbermatten

Wer sind wir? Was ist unsere Identität? Diese Frage besprechen wir in einer Serie mit unterschiedlichsten Menschen. Z'Hansrüedi verdient sein Geld mit Party machen, obwohl er selbst praktisch abstinent lebt. Ein Mensch voller Widersprüche – genau wie das Wallis.

Hansrüedi Zbinden alias Z'Hansrüedi, Sie sind zwar ein halber Ausserschweizer, zählen aber trotzdem zu den bekanntesten und beliebtesten Wallisern. Sind Sie stolz, Walliser zu sein?

Logisch bin ich stolz, Walliser zu sein. Und ich möchte das grosse Missverständnis ausräumen, dass ich kein richtiger Walliser bin. Ich bin in Naters geboren und aufgewachsen, habe mein ganzes Leben dort verbracht. Nur auf dem Papier bin ich kein Walliser, weil mein Vater Berner war. Wegen seinen unregelmässigen Arbeitszeiten als Lokführer war er allerdings nicht viel zu Hause. So haben wir seine Sprache gar nie angenommen.

Wurden Sie schon mal wegen Ihrer Herkunft diskriminiert?

Ja, in der Schule wurde ich immer wieder gehänselt, weil ich kein Walliser Geschlecht hatte. Das war auch einer der Gründe, warum ich anfangs Lieder im Dialekt zu singen. So konnte ich zeigen, dass ich doch ein Walliser bin.

Wie würden Sie den typischen Walliser beschreiben?

Stur wäre übertrieben. Der typische Walliser ist wie die Berge, ein bisschen hart mit sich selbst. Oder wie die Walliser sagen: «En herte Grind.» Doch er lässt sich kehren, wenn man ihn lange genug überzeugt.

Wie unterscheiden sich die Walliser von den Ausserschweizern? Sind wir wirklich so anders?

Man darf nicht vergessen, dass wir von der ganzen Ausserschweiz abgeschnitten sind. Domo ist uns näher als Bern. Wir haben viele italienische Züge angenommen. Und dann sind wir auch noch mit den Welschen zusammen. Das ergibt eine ganz besondere Art. Dazu kommt unsere Sprache. Wir sprechen anders als alle anderen.

Dann sind wir quasi die Sch'tis der Schweiz?

Könnte man so sagen.

Wie die Sch'tis in der gleichnamigen Komödie geniessen auch die Walliser viel Sympathie, werden aber ebenfalls belächelt und nicht für voll genommen. Beim Nationalen Finanzausgleich sind wir der grösste Profiteur. Und wegen der zahlreichen Skandale nennt man uns das Sizilien der Schweiz. Darauf soll man stolz sein?

Nein, darauf kann man nicht stolz sein. Ein Stück weit haben die leider recht. Vor 30 Jahren fuhr bei uns gefühlt jeder besoffen Auto oder war angetrunken auf der Arbeit; das mitten vor den Augen der Touristen. Diese Bilder haben sich in den Köpfen festgesetzt, auch wenn sie heute nicht mehr stimmen.

Punkto Skandale treten wir von einem Fettnäpfchen ins nächste. Ich denke da etwa an Politiker, die ihre Macht missbrauchen, oder an Baufirmen, die ihren Abfall im Fluss entsorgen. Das war nicht nur vor 30 Jahren so, sondern geschieht auch im Hier und Jetzt.

Solche Skandale gibt es überall in der Schweiz. Nur sind die Ausserschweizer intelligenter als wir und reden nicht darüber.

Viele Ausserschweizer halten die Walliser für Hinterwäldler. Sind wir das?

Ganz sicher nicht. Wir sind originell und eigensinnig; ein eigenes Volk, das trotzdem gut zur Schweiz passt. Das Hinterwäldlerische können sie uns nicht mehr nachsagen, vielleicht eher eine gewisse Bauernschläue.

Was man uns aber zweifelsfrei nachsagen kann, ist, dass wir Walliser extrem konservativ sind. Themen wie beispielsweise die Trennung von Kirche und Staat, die Toleranz gegenüber Ausländern oder die Akzeptanz von gleichgeschlechtlichen Beziehungen stossen beim Walliser Stimmvolk nach wie vor auf Abneigung. Finden Sie das gut?

Politisch äussere ich mich eigentlich nie.

So ist man auf der sicheren Seite.

Das mit der Abneigung gegen Homosexuelle kann ich nicht ganz nachvollziehen. Ein Mensch ist immer ein Mensch; egal wen er liebt. Doch diese Abneigung gegen Homosexuelle war auch schon zu meinen Schulzeiten da. «Schwul» war ein ganz hässliches Wort. Was mich in diesem Zusammenhang stört, ist, wie das mit der Geschlechtsidentität auf die Spitze getrieben wird. Ich mag diese Gender-Diskussionen nicht mehr hören. Das ist nicht nur übertrieben, sondern auch schädlich.

Inwiefern?

Heute gibt es überall Vorschriften und Verbote. Alles will man regulieren. Da bleibt der gesunde Menschenverstand auf der Strecke.

Auf der Strecke bleiben im Oberwallis auch die Ausländer. Das Abstimmungsverhalten lässt gar auf eine gewisse Fremdenfeindlichkeit schliessen. Gleichzeitig sind wir ein Tourismuskanton, der von einer weltoffenen Haltung lebt. Eigentlich total schizophren.

Aber genau das wollen doch die Touristen. Einen urchigen Bergbauern in der Beiz, der ihnen sagt, das sei sein Land. Das finden die originell.

Auch Ihre Musik ist voller Widersprüche. So singen Sie etwa «Laffti no meh», «Wir fäschte iischi Fäschi» oder neuerdings «Lang, lang, lang ino Üsgang ga». Dabei sind Sie selbst so gar nicht der Ausgänger und Trunkenbold, sondern praktisch ein Abstinenzler. Wie passt das zusammen?

Man darf nie glauben, was ich singe. **(lacht)** Nein, das passt schon zusammen. Ich will, dass es die Leute lustig haben. Und ich singe gern übers Lustigsein. Leider ist es so, dass die Leute ohne Alkohol richtig verklemmt sind.

Sie nehmen die Walliser mit Ihren Songs auf die Schippe.

Logisch. Nehmen wir das Lied «13 Sterne». Alle singen mit. Auch bei der Passage, wo die Männer ihre Schafe lieber haben als ihre Frauen. Peter Reber hat mir mal in vollem Ernst gesagt, er sei erstaunt, dass mir die Walliser nicht an die Gurgel gehen, so, wie ich über sie singe. Das sei ja furchtbar. Dabei ist es einfach nur Satire. Genauso wie bei «Lang, lang, lang ino Üsgang ga». Fünf Typen, die in der Beiz Bierhumpen auf den Tisch knallen und über ihre Frauen ablästern: So etwas kann doch niemand ernst nehmen.

Voll sind dafür Ihre Konzertsäle. Mit Leuten, die Party machen wollen. Man gibt sich die Kante und ist auch noch stolz darauf, besoffen zu sein. Oder wie einer Ihrer Fans, nach seinen Hobbys gefragt, meinte: «Laffu.»

Nun, ich bin der Letzte, der seinem Publikum vorschreiben will, was es trinken soll. Leider ist übermässiger Alkoholkonsum bei einem Fest fast normal. Aus diesem Grund habe ich das Lied «Laffti no meh» geschrieben, das einem vor Augen führt, was passiert, wenn man zu viel säuft. Es ist eigentlich ein Anti-Säufer-Lied. Und was ist passiert? Es wurde zum Säufer-Lied.

Durch die Verherrlichung des Alkohols im Wallis finden es viele völlig normal, ständig besoffen zu sein. Letztlich gehen dabei ganze Familien kaputt. Dann lacht niemand mehr. Hat man als Künstler da nicht eine gewisse Verantwortung?

Mein Job ist es, die Leute zu unterhalten. Ich will und darf keinen zum Trinken animieren. Ich hatte mal einen Auftritt, wo besoffene Leute auf der Heimfahrt tödlich verunglückt sind. So etwas belastet einen schon. Doch schlussendlich ist jeder für sein Handeln selbst verantwortlich. Wenn man sich die Schuld für die Fehler anderer gibt, macht man sich kaputt.

Nebst Ihren Partyliedern sind Sie auch für Ihre Heimatliebe bekannt. Würden Sie sich als Patriot bezeichnen?

Wenn das nicht im kriegerischen Sinne gemeint ist, dann ja. Ich würde nicht alles tun, nur um dem Wallis zu dienen. Doch als leidenschaftlicher Fahنشwinger hisse ich die Walliser Fahne mit Stolz. Weil ich das Wallis gernhabe.

Was lieben Sie am Wallis?

Das kann nur jemand fragen, der kein Walliser ist. Wenn man im Wallis aufgewachsen ist und immer dort gelebt hat, merkt man das vielleicht nicht so. Was wir hier haben, ist einzigartig. Es gibt nichts Vergleichbares. Nach der Weltreise mit meiner Frau ist mir das auch wieder bewusster geworden.

Manche sagen, der Herrgott wollte ein bisschen angeben, als er das Wallis schuf.

Definitiv. Wir haben alles: sauberes Wasser, frische Luft, fantastische Naturlandschaften. Und dann gehts uns auch noch wirtschaftlich «hüeru güet» – ein Paradies.

Stört Sie trotzdem etwas am Wallis oder an den Wallisern?

Das weitverbreitete Minderwertigkeitsgefühl gegenüber der Ausserschweiz. Und dass wir es immer noch nicht fertigbringen, mit dem Unterwallis zusammenzuarbeiten. Das will mir nicht in den Grind.

Wenn man nicht gerade ein paar Tausend Meter in der Höhe ist, ist das Wallis ein sehr enges Tal. Man hat quasi ein Brett vor dem Kopf. Wirkt sich diese Topografie irgendwo auch auf den eigenen Horizont aus; sprich, verhindern die Berge den Blick über den Tellerrand?

Ein Stück weit schon. Ich denke auch, dass die Berge eine Mitschuld tragen, dass wir ein bisschen dickköpfig sind.

Andererseits gibt die topografische Enge einem auch ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit. Das hat etwas Heimeliges.

So weit habe ich noch gar nie studiert. Aber da haben Sie eigentlich ganz recht.

Heimelig finden viele auch alte Walliser Traditionen wie Volksmusik oder Fahنشwingen. Ist Veränderung grundsätzlich schlecht oder sollte an den Brauchtümern

gerüttelt werden?

Unbedingt. Das Alte schätzen und an ihm hängen, einverstanden. Doch man sollte sich immer weiterentwickeln. Die Menschheit verändert sich ja auch. Wenn ich daran denke, wie unsere Eltern vor 50 Jahren noch gelebt haben und wie wir heute leben, das sind Welten.

Also ist die Walliser Folklore für Sie mehr als nur Heidi-Romantik?

Die Folklore entwickelt sich genauso weiter wie die Sprache. Altes geht verloren, Neues kommt hinzu. Wichtig ist, die Vergangenheit mit Respekt zu behandeln und gleichzeitig offen für Neues zu sein.

Sollten demnach die Walliser grundsätzlich offener werden?

Ein bisschen mehr Offenheit täte jedem Walliser gut.

«Domo ist uns näher als Bern.»

«Ein Mensch ist immer ein Mensch, egal wen er liebt.»
